

---

# Denkmäler in Bayern

Frank Becker · Christina Grimminger · Karlheinz Hemmeter

## Stadt Ingolstadt

---



---

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland

Karl · M · Lipp · Verlag

---



Abb. 1. Ehem. Augustiner-Eremiten-Kirche/Untere Franziskanerkirche, Blick zur Nordseite; Aufn. um 1940

# „Kühn und königlich streben die ausschwingenden Mauern in die Höhe“\*

## Zum Schicksal des ehem. Augustiner-Eremiten-Klosters in Ingolstadt

von Karlheinz Hemmeter

Am 9. April 1945 fiel die sog. Untere Franziskanerkirche, ehemals Kirche der Augustiner-Eremiten und Wallfahrtskirche St. Maria ob der Schutter, in Ingolstadt einem Luftangriff zum Opfer: Eine Sprengbombe explodierte im Innern der Kirche, Partien des westlichen Mauerwerks mit dem Chor wurden weggerissen, das Gewölbe und nahezu die gesamte Innenausstattung, die Sakristei und Teile der Klostertrakte zerstört. Am 9. April 1945 wurde einer der bedeutendsten Sakralbauten des Rokoko-Architekten Johann Michael Fischer durch einen unglücklichen Treffer der alliierten Kräfte bis in die Grundfesten erschüttert und äußerst stark beschädigt. In der als Luftschuttkeller genutzten Gruft der Kirche und in den Klosterkellern starben 73 Menschen durch die Explosion der Bombe, zumeist Frauen und Kinder, Flüchtlinge aus Ostpreußen.<sup>1</sup>

Am 5. Mai 1950 beschloss der Stadtrat von Ingolstadt mit 22 gegen 4 Stimmen den Abbruch der Kriegsrueine. Am 5. Mai 1950 wurde eine stadtgestalterisch wichtige Entscheidung getroffen – und das Todesurteil über die Reste eines der bedeutendsten Barockbauten Ingolstadts gesprochen.

Eine Denkmaltopographie soll die Denkmäler einer bestehenden politischen Einheit in Wort und Bild darstellen und ihre Denkmaleigenschaft erläutern. Politische Einheiten sind mitunter willkürliche moderne Grenzen, die zur sinnvollen Einordnung von historischen Zusammenhängen überschritten werden müssen. Die Darstellung z. B. archäologischer und geschichtlicher Abläufe und Verbindungen ist in dem kleinräumlichen Kosmos einer Stadt wie Ingolstadt nicht möglich und erfordert die Einbeziehung eines geräumigeren Umfeldes. Die Beschränkung auf die Behandlung der bestehenden Denkmäler ist von der Aufgabe her, der Behandlung der Denkmalliste, gegeben und durch die katalogartige Erschließung, die alphabetische Anordnung, wenig flexibel. Dennoch ist es gelegentlich notwendig, auch abgegangene Denkmäler, wenn sie für die Topographie des Denkmalbestandes und des Ortes von Bedeutung sind, in gebührender Form zu würdigen. Der angemessene Platz dafür ist in der Regel der Vorspann mit den unterschiedlichen historischen Beiträgen, in dem übergreifende Beziehungen und Zusammenhänge, aber auch Einzelleistungen dargestellt werden, auf die sich die Bau- und Kunstentwicklung eines Raumes beziehen kann und wodurch die Denkmäler ihren Stellenwert erhalten. Die im Zweiten Weltkrieg untergegangene Kirche des ehem. Klosters der Augustiner-Eremiten in Ingolstadt ist ein solcher Bau, dessen überregionale Bedeutung einen eigenen Beitrag rechtfertigt. Der historische Ort im innersten Stadtgebiet und seine herausragende Bebauung, der Umgang mit der Kriegsrueine und seine Folgen für die Stadtopographie dürfen in einer historisch-geographischen Abhandlung nicht fehlen. Es bietet sich darüber hinaus die Möglichkeit, dem Vorwurf einer leichtfertigen Zustimmung zum Abbruch zu begegnen und die Beweggründe zu rekonstruieren, warum sich das Bayerische Landesamt für Denkmalpflege 1950 für eine Aufgabe der Kirchenruine entschieden hat.

In den letzten Wochen des Zweiten Weltkriegs war Ingolstadt mehrmals von Geschwadern der US Air Force bombardiert worden: Am 9. April 1945 wurde u. a. das Gebiet um den Rathausplatz schwer getroffen; am 11. April warfen 79 Flugzeuge der

US-Luftflotte 345 Tausend-Pfund-Bomben und 259 Pfund-Bomben schwerpunktmäßig auf das Bahnhofsgelände; am 21. April gingen 6000 Granaten, von 212 Bombern entladen, z. T. auf die Innenstadt nieder – Holzmarkt, Ludwigstraße und Beckerstraße waren betroffen; die schwersten Bombardements fanden kurz vor Kriegsende, am 26. April statt.<sup>2</sup> Neben dem Bahnhof, dessen Hauptgebäude zwar beschädigt war, aber erst nach Kriegsende einer Brandstiftung zum Opfer fiel, traf es an wertvollen historischen Gebäuden vor allem das frühbarocke kurfürstliche Ballhaus (siehe Paradeplatz 13), die St.-Anton-Kirche (siehe Münchener Straße 40) und die Gebäude am heutigen Rathausplatz (siehe dort), das Gouvernementgebäude von 1873, das in den 1920er Jahren überformte neubarocke Stadttheater, das Spital (siehe Spitalstraße 1), den Ende des 14. Jahrhunderts gegründeten Salzstadel, den Chor der Moritzkirche (siehe Moritzstraße 4) und das sog. Untere Franziskanerkloster mit seiner Kirche östlich des Platzes. Hier haben die Kriegszerstörungen und die Abräumarbeiten der folgenden Jahre nicht nur unersetzliche kunsthistorische und städtebauliche Verluste erbracht, sondern auch das Gesicht der Kernstadt äußerst stark verändert.

Der Wunsch nach größerer Verkehrsdurchlässigkeit obsiegte über die vorherigen Baufluchten an der Südgrenze des Rathausplatzes, wo man die Ruine des Stadttheaters ersatzlos abräumte, während sich bei der Bebauung der Ostseite noch die Traditionalisten, die einem geschlossen wirkenden Platz das Wort redeten, über die Modernisten mit der offenen Innenstadt durchsetzen konnten. Hier bildeten die Baukuben des neuen Rathauses und eines Sparkassenbaus wieder eine Platzwand und ersetzten Gouvernementgebäude und Salzstadel.<sup>3</sup> Die schwer getroffene Bebauung dahinter aber bis hinab zur Schloßblände, das ehem. Augustinerkloster samt Klosterkirche, die Reste von Stadtmauer und Tränktor, der Militärbahnhof und die Munitionsfabrik, fiel einem flächenmäßigen Säubern zum Opfer. Was blieb, war ein riesiges Loch im südöstlichen Stadtviertel zwischen Rathaus und Neuem Schloß, zwischen Herzogskasten und Donau, eine unbebaute Fläche. Natürlich war dieser Stadtteil auch vor dem 19. Jahrhundert nicht völlig zugebaut, aber durch das Abbrechen der ehemals begrenzenden Stadtmauern und der vorhandenen Strukturen wurde die Stadt hier im Süden aufgerissen. Das hat sich auch heute noch nach fünfzig Jahren kaum verändert: Das gewaltige neue Stadttheater am Ostrand zu Füßen des Neuen Schlosses konnte neue architektonische Beziehungen schaffen, eine attraktive Kubatur und Silhouette einbringen. Doch das „Loch“ konnte und wollte es nicht schließen: die öde Fläche, auf der sich die paar Stände des Viktualienmarktes verlieren, in welche die Mauthstraße hineinstolpert, die Öffnung einer Tiefgarage gähnt und, da ihr eine fassende Randbebauung nicht vergönnt wurde, die Stadt nach Süden hin „ausfließt“.

Dabei hatte das Südostviertel – das kleinste Viertel der Innenstadt überhaupt, eingeklemmt zwischen der schräg auf die Donau zulaufenden Ludwigstraße und dem hier einknickenden Verlauf der Stadtmauer – aus der Sicht des Herrscherhauses durch die beiden Schlösser, aus der Sicht der Stadtregierung durch das Rathaus, aus der Sicht der Stadtgründungstradition durch



Abb. 2. Blick in die Schutterstraße von Westen mit Salzstadel, Augustinerkirche und Neuem Schloß; Aufn. um 1946

2 Δ

▽ 3



Abb. 3. Blick von Südosten auf Altes Rathaus und St. Moritz sowie die zerstörte Bebauung östlich und südlich des Rathausplatzes; Aufn. um 1945

▽ 4

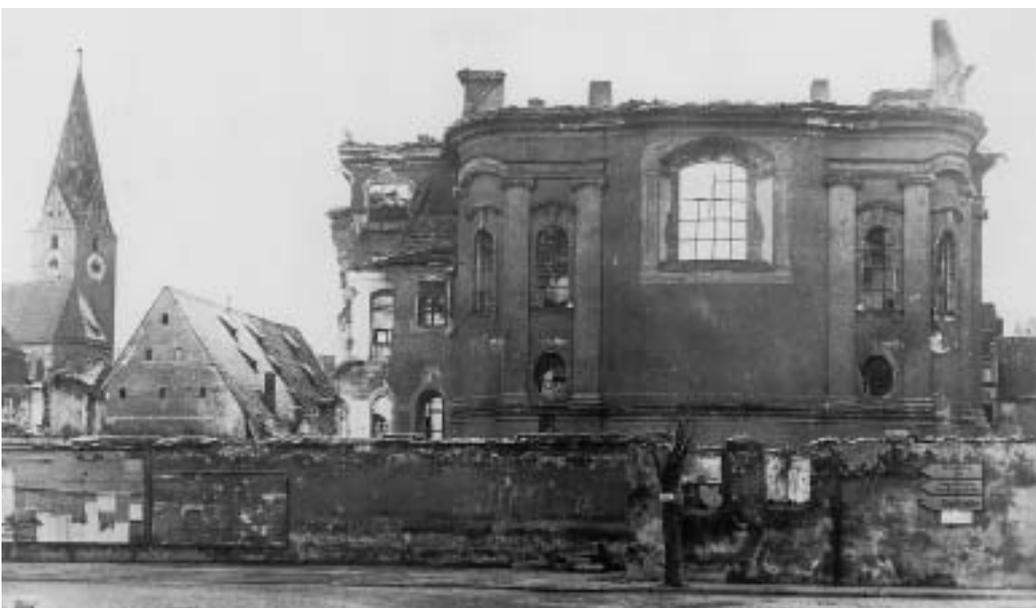


Abb. 4. Zerstörte Augustinerkirche von Süden, im Hintergrund St. Moritz; Aufn. um 1946



Abb. 5. Zerbombte Augustiner-/Untere Franziskanerkirche, Blick auf die nordwestliche Diagonalkapelle und die Chornordseite; Aufn. 1946



Abb. 6. Großes Sandtner-Modell, 1572/73, Blick auf den Rathausplatz und das südöstliche Stadtviertel von Westen



Abb. 7. Großes Sandtner-Modell, 1572/73, Blick von Südosten auf die Kapelle Maria ob der Schutter und den Schutterauslass



Abb. 8. Blick auf das Stadtzentrum von Südwesten, mittig Rathausplatz mit Gouvernementsgebäude und Salzstadel, dahinter Unteres Franziskanerkloster; Luftaufnahme um 1930

St. Moritz und den Niederaltaicher Klosterhof, aus der Sicht der mittelalterlichen Besiedlung durch das Judenviertel und aus der Sicht christlicher Heilsvorstellung und Verdrängungsmechanismen durch die nachfolgende Marienkapelle am Ort der Synagoge mit der späteren Marienwallfahrt<sup>4</sup> und dem Augustinerkloster, schließlich aus der Sicht der Kunsthistoriker wegen der bedeutenden Fischer-Kirche große Bedeutung. Auch nach den Kriegsverlusten stehen hier immer noch wichtige Großbauten, die neben ihrer ikonologischen Bedeutung für die Geschichte der Stadt auch das Bild der historischen Innenstadt bestimmen. Das Sandtner'sche Stadtmodell (1572/1573), die Stadtpläne von der Uraufnahme 1816 bis zu den Flurkarten von 1945 und die Luftaufnahmen (Abb. 6–8, 11) belegen die ehemals dichte Bebauung dieses „Viertels“ durch Bürgerhäuser, Gebäude der Verwaltung und des kulturellen Lebens, durch Klosterbauten und Herrschaftsarchitektur.

Die Legende erzählt vom Raub einer Marienfigur durch Juden, welche dieser den Kopf absägten und die Stücke in die Donau warfen. Flußaufwärts sollen diese in die Schutter hineingeschwommen – bei aller Wundergläubigkeit nicht einmal unmöglich bei den vielen Hochwässern vor der Flussregulierung und dem möglichen Rückstau der Fluten in den Stadtbach – und an Land geholt worden sein. Das Ereignis soll sogar als Vorwand für die Vertreibung der Juden im späten 14. Jahrhun-

Abb. 9. Sog. Schuttermutter, Muttergottesfigur um 1410/20



dert gedient haben. Stöbl hat herausgefunden, dass diese Geschichte anscheinend erst im späten 17. Jahrhundert beim Versuch der Augustiner, eine Wallfahrt einzurichten, als „mittelalterliche Legende“ erfunden wurde.<sup>5</sup> Im Jahr 1384 verließen die Juden infolge der zweiten bayernweiten Judenverfolgung im 14. Jahrhundert die Stadt. Wie an vielen anderen Orten wurden ihre Häuser, die Synagoge, die Schule und der Judenhof eingezogen und abgerissen. Das Terrain an der Schutter schenkte Herzog Stephan III. der Kneißl, unter dessen Schutz die Juden gestanden hatten und dem deren Besitz zugefallen war, 1397 den Bürgern der Stadt mit der Auflage, dort eine Kapelle zu Ehren der Gottesmutter zu erbauen.<sup>6</sup> Man tat so: Am 15. Juli 1397 legte man anstelle der ehemaligen Synagoge den Grundstein für die Kapelle U.L.F. ob der Schutter. Das Kirchlein ist erstmals abgebildet bei Sandtner (1572/73) und dann bei Steidlin 1731 – augenscheinlich bereits spätgotisch erweitert oder erneuert: höher und länger als die benachbarten Bürgerhäuser, mit Dreiseitabschluss, hohen gotischen Lanzettfenstern, einem Dachreiter zwischen Chor und Langhaus, der mit Pultdach an der Chornordseite angeschlossenen Sakristei sowie einem mit dem Zwerchhaus in das Giebeldach reichenden Querschiff, dessen Erbauung Hofmann im Zusammenhang mit Ablass- und Messstiftungen der Jahre 1470–83 sieht.<sup>7</sup> Das Stadtmodell übermittelt den kleinen Kirchhof mit Nebengebäuden, in dem sich wohl schon seit dem Bau des Kirchleins ein, allerdings erst 1603 urkundlich belegter Gottesacker befand. Schon Herzog Stephan hatte eine Kaplanei und ein Haus gestiftet, eine zweite Kaplanei und eine „Herberge“ am Kirchhof schenkte 1475 Herzog Ludwig der Reiche.<sup>8</sup> Die Besetzung des zugehörigen Beneficiums lag infolgedessen in Händen des Landesherrn. Die geschnitzte Muttergottesfigur aus der Zeit um 1410/20<sup>9</sup>, die schon infolge ihrer Entstehungszeit nichts mit den Judenpogromen zu tun haben konnte, ist heute – aus dem Kriegsschutt gerettet –



Abb. 10. Augustinerkloster mit Schutterkirchlein von Norden; Kupferstich von Johann Matthias Steidlin (Steudlin), 1740

in der Schuttermutterkapelle der Franziskanerkirche verwahrt (siehe Harderstraße 2). Ihr Kopf ist tatsächlich abgetrennt gewesen, was sich in eine Absäge-Legende einbauen ließ. Auch hier kann Stöbl mit der ersten Nennung der Figur auf dem rechten Seitenaltar 1658 einen möglichen Zeitraum für diese „Verletzung“ des Kultbildes angeben, nachdem dieses vorher anscheinend als Hängefigur (massive Metallhalterungen am Hinterkopf) gedient hatte. Eine Einkürzung der überproportionalen Längung des Halses wegen der geänderten Betrachterperspektive ist nicht unwahrscheinlich.<sup>10</sup>

Felix Milensius, der Generalvikar der Augustiner-Eremiten in Bayern, der in der bayerischen Ordensprovinz drei neue Klöster

Abb. 11. Ingolstadt, Südostteil; Ausschnitt aus der Flurkarte von 1819/1895, M. 1:2500

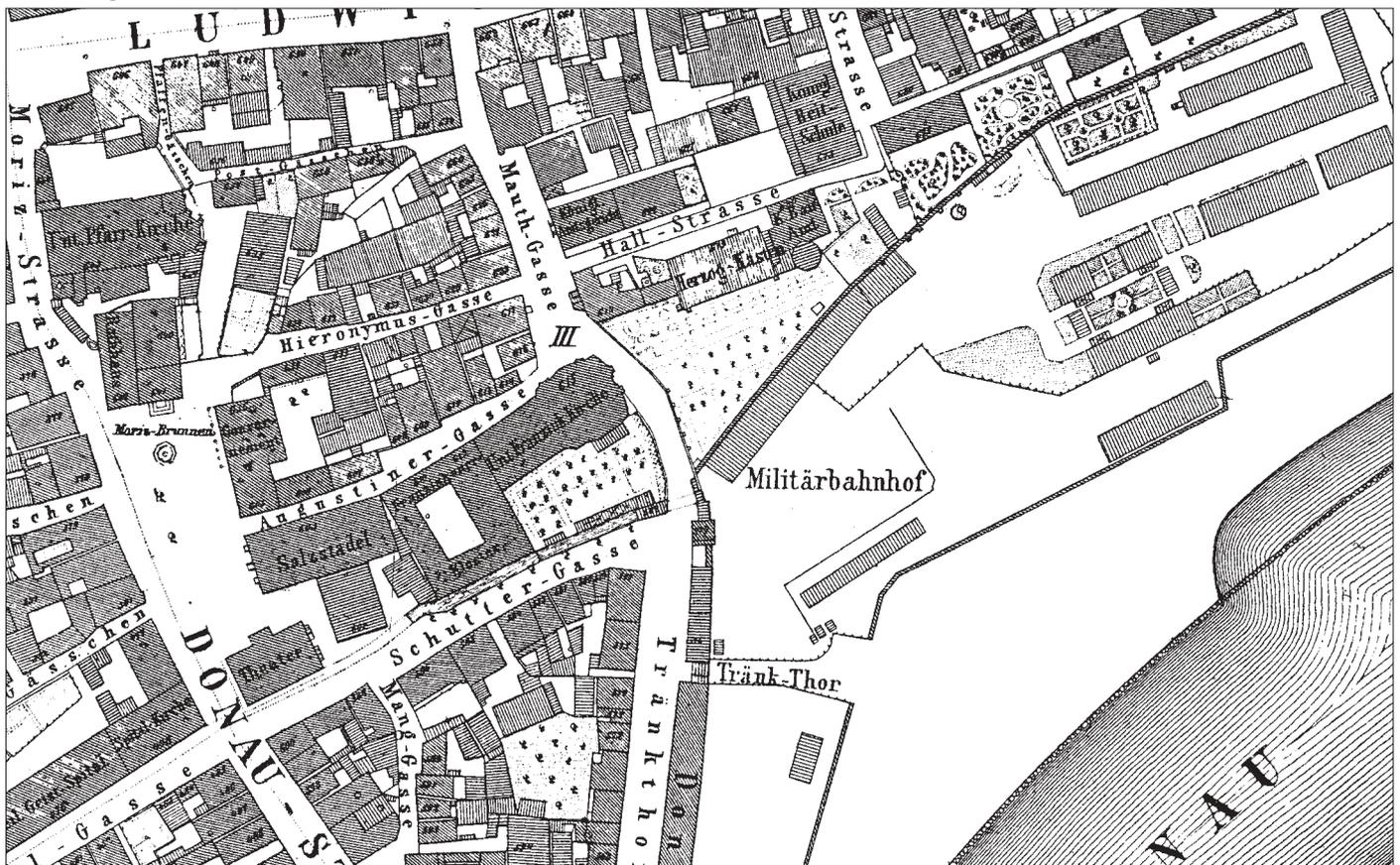




Abb. 12. Blick in die Augustinergasse von Westen auf die Nordseite von Kloster und Klosterkirche; Aufn. 1928

gründete, erbat sich 1603 von Herzog Maximilian I. Hilfe bei der Gründung eines Studienseminars in Ingolstadt. Zur Finanzierung des Seminars setzte er beim Papst die Zuteilung der Einkünfte des ehemaligen Augustiner-Chorherrnstiftes Schamhaupten durch. 1606 übergab der Bischof von Eichstätt die Kirche dem Vertreter des Ordens, P. Augustin Fuess, während das

Abb. 13. Augustinerkirche, Blick von Südosten aus der Mauthgasse auf die Eingangsseite; Aufn. um 1940



Benefizium an die Stadtpfarrkirche ging. Das Benefiziatenhaus diente als Unterkunft. 1665 errichtete man das Kloster, eine einfache, schmucklose zweigeschossige Vierflügelanlage.<sup>11</sup> Nur das Refektorium war mit einer teilweise bemalten Holzkassetendecke und einem überlebensgroßen Kruzifix aus der Zeit um 1520/30 künstlerisch ausgezeichnet. Nach einem sich ab 1654 hinziehenden Streit mit dem Bischof in Eichstätt, der eine weitere Reduzierung seiner Einkünfte fürchtete, gelang dem Orden 1683 durch Unterstützung Kurfürst Max Emanuels die Erhebung zum ordentlichen Konvent.<sup>12</sup> Die Augustiner waren anscheinend in Ingolstadt gut angekommen und hatten bereits 1614 die Sebastiani-Bruderschaft in ihre Kapelle übernommen. Mit Gründung der Erzbruderschaft Maria vom Trost 1696 nutzten sie die Gunst der Stunde, die den von den Jesuiten betreuten marianischen Kongregationen die Massen zubrachte. Schon in den ersten acht Tagen sollen sich auch hier an die 2000 Menschen eingeschrieben haben.<sup>13</sup>

Die Augustiner bemühten sich den Quellen nach sehr darum, eine Wallfahrt in die Schutterkapelle zu bekommen<sup>14</sup> und unterstützten durch Aushilfe intensiv die Wallfahrtsstätte in Bettbrunn, sodass die Pfarrei des Ortes schließlich 1690 der Klosterkirche inkorporiert wurde. Ein anscheinend ab dem frühen 18. Jahrhundert anhaltend großer Zulauf zur „Schuttermutter“ erforderte schließlich den Bau einer größeren Kirche – und so begann man ab 1734 massiv dafür zu werben. Am 11. April 1736 legte der Prior des Klosters P. Germanus Auer den Grundstein für den Neubau nördlich der gotischen Kapelle. Kurfürst Karl Albrecht hatte Bauholz und 300 fl. gestiftet und unterstützte den Bau auch 1738 mit der Lieferung von 20 Zentner Eisen. Da die Pläne und Bauunterlagen während der Säkularisation verschwanden, kann die Autorschaft Johann Michael Fischers als Architekt nur durch eine andere Quelle, eine Aufzählung von Kirchen des Baumeisters aus dem Jahre 1739, belegt werden.<sup>15</sup> Eine Beteiligung Abraham Millauers wird vermutet, die Mitarbeit des Ingolstädter Stadtmaurermeisters Michael Anton Prunthaller ist anscheinend gesichert. Die Weihe fand am 27. September 1740 durch den Eichstätter Weihbischof Johann Adam Nieberlein statt, der Abbruch der alten Kapelle folgte im Anschluss. Auch das Kloster wurde um einen zweieinhalbstöckigen Ostflügel erweitert.

Die Kirche war, um den Platz auszunützen, mit dem Chor an das Klostergeviert angeschlossen. Es handelte sich um einen Zentralbau mit ovalen Kapellen in den Diagonalen und dem westlich anschließenden Chor; im Osten war zwischen die Kapellen die von einer Orgelempore überspannte Eingangshalle eingestellt. Die Eingangsseite war durch Giebelrisalit und Rundbogenfenster ausgezeichnet, das steile Satteldach an den Seiten abgewalmt. Der niedrigere Chor wuchs aus dem ihn umfassenden, dicht durchfensterten Anbautenring als eigener Baukörper mit Walmdach heraus. Er trug einen schmalen, überkuppelten Dachreiter. – Betont wird in der Literatur die enorme Funktionalität des Baus durch die Aufteilung in eine untere „Wallfahrer-ebene“ und eine obere, vom Kloster aus zugängliche „Kloster-ebene“ mit durchlaufenden Emporengängen, Psallierchor und Oratorien.<sup>16</sup> Der quadratische, überhöhte Hauptraum mit abgeschrägten Ecken wies über den vier Altarkapellen rundbogig geöffnete Oratorien mit Flachkuppeln und vorschwingenden Brüstungen auf. Über den acht konkav einschwingenden Eckpfeilern mit Pilastergliederung und kräftig profilierten Gebälkstücken, welche die Raumgrenzen definierten, befand sich eine weite Hängekuppel. Der ebenfalls quadratische Chor war von Abseiten begleitet, die sich unten als Rundbogenarkaden, oben als Galerien öffneten. Die Längsseiten besaßen mittig je ein großes Segmentbogenfenster. – Der Bau enthielt eine einheitliche Ausstattung aus der Erbauungszeit, wobei die wandfeste Ausschmückung in Händen Münchener Künstler gelegen hatte:



Abb. 14. Augustiner-/Untere Franziskanerkirche und Schuttertor von Süden; Aufn. um 1920

Die Fresken, die im Chor „Gottvater und Christus als Weltenrichter“ und im Zentralraum die volkstümliche Legende der „Auffindung des Gnadenbildes“, der Schuttermutter, zeigten, entstanden in den Jahren 1738/39 „sub directione“ Johann Baptist Zimmermanns; in den Quellen wird Johann Georg Winter, ein Asam-Schüler, als ausführender Freskant genannt. Der Stuck scheint von Künstlern aus dem Umfeld Zimmermanns geschaf-

fen worden zu sein.<sup>17</sup> Zimmermann zeichnete kurz vor seinem Tod auch für den Stuck der barocken Überformung der Moritzkirche zwischen 1756 und 1758 verantwortlich (siehe Moritzstraße 4), welcher 1888/89 bei der Regotisierung des Kirchenraums zusammen mit den Fresken abgeschlagen wurde. – Keine Quellen sind bisher über die Kistler und Bildhauer der Altarausstattung bekannt geworden. Wegen der immensen Finanzie-

Abb. 15. Augustinerkirche von Süden; Aufn. um 1940



Abb. 16. Augustinerkirche, Grundriss

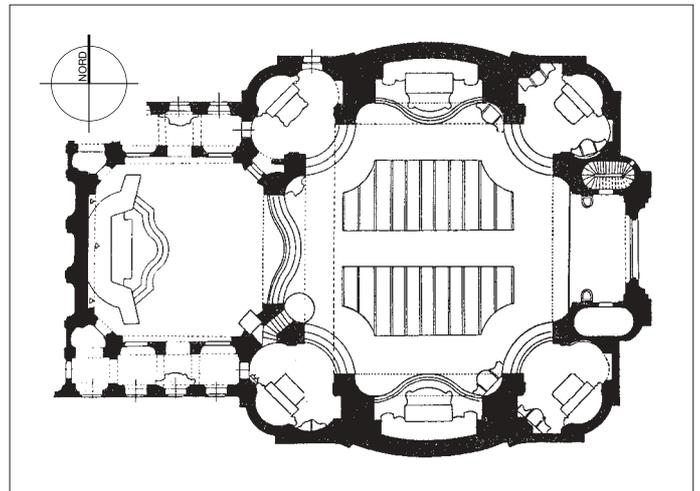




Abb. 17. Augustinerkirche, Blick nach Westen, Richtung Chor; Aufn. um 1940



Abb. 18. Hochaltar, Ausschnitt mit dem Gnadenbild; Aufn. um 1940



Abb. 19. Hochaltar, Ausschnitt mit anbetendem Engel



Abb. 20. Südwestpfeiler, Gebälkzone und Schalldeckelaufsatz der Kanzel



Abb. 21. Gebälkzone mit Oratorium über Diagonalkapelle



Abb. 22. Nördlicher Seitenaltar, Augustinusaltar mit Gemälde von Balthasar August Albrecht



Abb. 23. Gebälkzone mit Oratorium, Stukkaturen



Abb. 24. Langhausfresko von Johann Georg Winter mit Szenen aus der Gnadenbildlegende



Abb. 25. Langhausfresko, Ausschnitt mit „Bergung der Muttergottesfigur“ und Darstellung der gotischen Kapelle



Abb. 26. Schnitzfigur hl. Sebastian



Abb. 27. Schmerzhafte Muttergottes



Abb. 28. Muttergottesfigur von 1503

rungsschwierigkeiten, die das Kloster hatte, dürften es Ingolstädter Werkstätten gewesen sein. Der Hochaltar, für den der Kurfürst sogar 500 fl. stiftete und der erst 1747 fertig gestellt wurde,<sup>18</sup> besaß ein großes sechssäuliges Baldachinretabel, reich mit Figuren und Ornament verziert, im Zentrum die Muttergottesfigur. Zwischen den Säulen standen Schnitzfiguren der hll. Josef und Joachim. Der Altar war in einem Chronogramm mit 1747 bezeichnet. – Die beiden großen Seitenaltäre, die sich mittig an der Nord- und Südseite der Kirche befanden, hatten einen ähnlichen Aufbau, unterschieden sich jedoch im Auszug.



Abb. 30. Beichtstuhl ▷

Abb. 29. Mönchsgestühl





Abb. 31. Epitaph für Graf Preysing, Wappen haltender Putto (Bekrönung)

Die Altarblätter stammten von dem Münchener Hofmaler Balthasar August Albrecht (Augustinusaltar an der Nordseite) und dem Ingolstädter Maler Melchior Puchner (Sebastiansaltar an der Südseite). Beide Altäre hatten eine besondere Funktion im Stadtleben: Der Augustinusaltar war ab 1827 der Bruderschaftsaltar des „Ingolstädter Maßbundes“ (siehe dazu Harder-

Abb. 32. Epitaph für Johann Graf Preysing († 1770), von Ignaz Günther



straße 4, Franziskanerkloster), der hier eine Muttergottes aus der Mitte des 16. Jahrhunderts verehrte; der südliche Altar war eine Stiftung der Sebastiansbruderschaft. Die vier kleineren Altäre in den Diagonalkapellen waren mit Gemälden von Puchner und Felix Hölzl bestückt. Auf dem nordwestlichen Altar war die erwähnte Maria-Trost-Bruderschaft errichtet. Die restliche bewegliche Ausstattung, Kanzel, Beichtstühle und Orgelgehäuse, wiesen Rokokoformen auf. Der Kreuzweg stammte von dem Mainzer Maler Valentin Volk, 1883. – Künstlerisch von höchster Qualität waren die Grabsteine für den Generalfeldzeugmeister und Statthalter von Ingolstadt, Graf Johann Karl Josef Clement Maria von Preysing († 1770) und seine Gemahlin Maria Theresia Josefa Thadea geb. Reichsgräfin von Rechberg-Rothenlöwen († 1776) aus der Hand des Ignaz Günther. Von den Grabmälern, Marmorplatten mit Inschrift auf einem Unterbau, die von einem geschnitzten Rahmenwerk aus Putten und Attributen umgeben waren, hat sich nur einer der Steine erhalten, der nun ebenfalls in der Franziskanerkirche verwahrt wird (siehe Harderstraße 2). – Der Baumeister Johann Michael Fischer ist vermutlich durch den Provinzial der bayerischen Augustinerprovinz, P. Angelus Höggmayr, nach Ingolstadt empfohlen worden. Fischers Beziehungen zum Augustinerorden und Höggmayrs Herkunft aus Bettbrunn im Lkr. Eichstätt, deren Wallfahrt die Ingolstädter Augustiner, wie oben erwähnt, betreuten, legen diesen Schluss nahe.<sup>19</sup>

Mit Dekret von Kurfürst Max IV. Joseph vom 25. Januar 1802 wurde die bayerische Augustinerprovinz zum Aussterben verurteilt (Säkularisation). Am 29. März 1802 mussten die letzten Mönche in ihr Aussterbekloster nach München ziehen, während Franziskanerpatres das Augustinerkloster zuerst als ihr Ausster-

Abb. 33. Epitaph für Graf Preysing, geschnitzter Putto mit Helm



bekloster „Zentralkloster Ingolstadt II“ bezogen und ab 1827, nach Wiederezulassung der Klöster, als neues (hier in Ingolstadt genannt „unteres“) Franziskanerkloster zugewiesen bekamen und bis zu dessen Zerstörung 1945 bewohnten.

Bekannt sind eine Innenrestaurierung von 1893, eine Dachumdeckung 1916 und noch kurz vor dem Zweiten Weltkrieg 1929 eine Dachstuhlsanierung mit Holzwurmbekämpfung sowie eine grundlegende Außen- und Innenrestaurierung ab 1933. Der Rest ist genannt: die Zerstörung durch die Sprengbombe 1945, der Abbruch der Klosterruine 1949, der Kirchenruine 1950.

Die Zerstörung des ehemaligen Klosters der Augustiner und ihrer Kirche bedeutet den Verlust eines Bauwerks aus einer Zeitspanne – dem Barock –, welche in Ingolstadt verhältnismäßig schwach vertreten ist. Wichtige barocke Baudenkmäler verschwanden bereits im 19. Jahrhundert durch den Abbruch des größten Teils des Jesuitenklosters und seiner Hl.-Kreuz-Kirche (siehe Konviktstraße 1), den Umbau des bürgerlichen Kongregationssaales Maria de Victoria zu einem Stadel (siehe Kreuzstraße 2/4), den Teilabbruch der Klostertrakte der Franziskaner (siehe Harderstraße 4), die Regotisierung des Innenraums der Moritzkirche (siehe Moritzstraße 4) und durch die Kriegszerstörung des fürstlichen Ballhauses (Paradeplatz). Hiermit verschwanden aber auch fast alle baulichen Zeugnisse einer Epoche, in der gerade die Klostersgemeinschaften durch ihre Aktivitäten auch in Ingolstadt das Geistesleben prägten. Die verschwundenen barocken Gebäude dominierten in der Regel schon durch Größe und Ausdehnung die Stadtstruktur und das Stadtbild, bedeuteten aber auch kulturelle und geistige Kristallisationspunkte der Stadt.

Abb. 35. Epitaph für Gräfin Preysing, Bekrönungsputto mit Wappen >



Abb. 34. Epitaph für Maria Gräfin Preysing († 1776), von Ignaz Günther



Abb. 36. Epitaph für Gräfin Preysing, geschnitzter Putto mit Sanduhr





Abb. 37. Blick auf St. Moritz und Augustinerkirche von Südosten; Aufn. um 1946

Die Religion und das religiös bedingte Handeln prägten in einem heute nicht mehr vorstellbaren Umfang das Denken, damit das Leben und die bauliche Entwicklung eines Gemeinwesens. Tausende von Mitglieder konnten marianische Kongregationen und Bruderschaften im 17. und 18. Jahrhundert in einer kleinen Stadt wie Ingolstadt gewinnen, deren Bevölkerung gerade einmal zwischen 5 000 und 8 000 Häupter zählte. Auch die Klosteranlage der Augustiner-Eremiten und ihre großartige Kirche standen in einem geistig-religiös determinierten Geflecht des städtischen Zusammenlebens, in dem der zuständige Bischof von Eichstätt, die Pfarrherren der beiden Stadtpfarreien St. Moritz und St. Maria sowie die Klostersgemeinschaften der Franziskaner, Franziskanerinnen und Jesuiten um die Gunst der Bevölkerung buhlten, um Geld, Macht und Ansehen kämpften.

Einfluss hatten die Pfarrherren naturgemäß durch ihre geistliche Position, aber auch durch ihre Beziehung zur Universität, durch die Leitung der Fürsorgebauten wie das Spital oder die Aussäzigenhäuser, durch die uneingeschränkte Machtposition ihrer Religion, die jeden Menschen von der Wiege an begleitete, und durch den Besitz des letzten Ruheplatzes. Große Beliebtheit besaßen über viele Jahrhunderte hinweg die Franziskaner, ebenso die Schwestern im Gnadenthal, großen Einfluss erlangten die Jesuiten durch ihre Verbindung zur Staatsmacht, die ihnen die Universität öffnete, und den damit verbundenen Zugang zu den gehobenen Kreisen und zur Intelligenzia. Monumentale Anlagen, große und großartig ausgestattete Kirchen und Klöster, entsprangen diesem Streben: Die zwar künstlerisch nicht besonders bedeutende barocke Dreiflügelanlage der Franziskaner, ihr Klausurhof und die Kirche deckten im Norden der Stadt ein äußerst ansehnliches Areal. Den Franziskanerinnen gegenüber gehörte ein Gebiet zwischen vier Straßenzügen. Nahezu ein eigenes Stadtviertel nahm der riesige Vierflügelkomplex der Jesuiten ein, die mit den von ihnen unterstützten oder initiierten Bauten der beiden marianischen Kongregationen, dem Orbanisaal, dem Neuburger Kasten und dem Colloquium marianum externum den Nordwesten der Stadt prägten. Die Gnadenthal-Schwestern stockten ihre Klausur im 17. Jh. auf und expandierten ohne

Unterlass, die Franziskaner erweiterten im 18. Jh. Die Augustiner-Eremiten kamen erst spät, zu Anfang des 17. Jahrhunderts, ohne großartigen finanziellen Hintergrund, erlangten aber durch Beharrlichkeit die Erlaubnis zum Klosterbau – ganz im Zentrum der Stadt – sowie durch geschicktes Ausnutzen der Zeitströmungen und – heute würde man sagen – durch gute Public relations, die sich, wie wir sahen, auch märchenhafter Erfindungen und übler Nachrede bediente, das Vermögen und Wohlwollen von Spendern, um eine der ehemals schönsten Kirchen Ingolstadts zu erbauen: die Marienkirche ob der Schutter.

Das Gebiet der Kernstadt befand sich so zu großen Teilen in den Händen des Klerus', ihre himmelstrebende und flächendeckende Architektur setzte zumeist barockzeitliche Dominanten an alle Ecken des Stadtgefüges, künstlerische, wertvolle, sprechende Bauwerke und Baublöcke, die auch ihrer Bedeutung im städtischen Leben entsprachen und zwischen die das Bürgertum seine nicht immer nur bescheidenen Bauten spannte – das Anatomiegebäude der Universität oder mit Stuck verzierte Wohn- und Geschäftshäuser. Seit den Mitte des 16. Jahrhunderts erbauten Renaissance-Bollwerken war die Stadt alle paar Jahrzehnte durch stärkere Bastionen und Wehranlagen umschlossen worden, immer größer, dicker und raumheischender, waren barocke Verteidigungsbauten und Kasernen errichtet worden und ein befestigter Brückenkopf.

Einheimische wie auswärtige Baumeister und Künstler arbeiteten in Ingolstadt, brachten, wie schon beim Münsterbau des 15. Jahrhunderts, bautechnische und handwerksmäßige Erfahrungen mit und setzten damit die Stadt mit anderen lokalen und internationalen Kunstzentren in Beziehung. Als bautypologisch höchst aktuelle Leistung ist dabei das Oratorium der Bürgerlichen Marianischen Kongregation in der Kreuzstraße (Nr. 2/4) – als erster frei stehender Bau dieses Typus' in der oberdeutschen Ordensprovinz – zu nennen, dem später der berühmte und künstlerisch bedeutendere Bau der Studentenkongregation Maria Empfängnis (heute Maria de Victoria; Neubastraße 3) mit seiner hochrangigen Ausstattung folgte. Das erwähnte Anatomiegebäude (Anatomiestraße 20) dürfte auf den Hofbaumeister

des Eichstätter Bischofs, Gabriel de Gabrieli, zurückgehen, und selbst der berühmte Münchner Hofbaumeister Henrico Zuccalli kam 1694 zweimal nach Ingolstadt, um Neubaupläne für die Universität zu entwerfen, die allerdings dann an der Finanzierung scheiterten. Den Augustiner-Eremiten gelang es, mit Johann Michael Fischer einen renommierten Baumeister zu verpflichten, der die Kirche zu einem anziehenden Wallfahrtsort machte. Die auftrumpfende Ausstattung mit Fresko und gewaltigem Hauptaltar versuchte mit dem gerade fertig gewordenen, ungleich reicheren Saal der Studentenkongregation zu konkurrieren und dürfte die barocke Umgestaltung der Franziskaner- und der Moritzkirche nach sich gezogen haben. Mit Ausnahme des Münsters ersetzten alle Kirchengemeinden ihre gotischen Ausstattungen. Künstler und Werkstätten aus anderen Städten wie Augsburg, Eichstätt oder München verfertigten dazu bedeutende Kunstwerke: u. a. die einzigartige Lepanto-Monstranz (heute in St. Maria de Victoria), Seitenaltargemälde im Münster, die großen Seitenfiguren des heutigen Choraltars in St. Moritz, die Asam-Brüder schufen die Fresken und den Stuck in St. Maria de Victoria, Augsburger Maler Bilder dazu, Ignaz Günther arbeitete für St. Moritz und die Augustinerkirche, aus München kam das Grabmal für Kurfürst Maximilian I. im Münster. Gerade die Klöster mit ihren überregionalen Beziehungen und ihren finanziellen Möglichkeiten, aber auch reiche Familien, deren Söhne an der Universität studierten, zogen bedeutende Künstler nach Ingolstadt und verschafften der Stadt dadurch Denkmäler und Ausstattungsstücke von hohem Rang.

Die barockzeitliche Prägung der Stadt ging ab dem späten 18. Jahrhundert schrittweise verloren: durch das Verbot der Jesuiten, die Schleifung der Festung sowie die befohlene Schließung und den Teilabbruch der Klöster nach der Säkularisation.

Die Jesuiten und die Augustiner-Eremiten mussten Ingolstadt verlassen, auch die Franziskaner konnten nur einen Teil ihrer Anlage behalten. Die Klostertrakte wurden abgebrochen, überformt oder gingen unter – mit dem Augustinerkloster im Zentrum der Stadt das 300 Jahre alte, gut erhaltene Zeugnis einer Institution, die ehemals Stadtgestalt und Meinung mit prägte, und mit der Kirche ein überregional bedeutendes Kleinod.

Das Gutachten des Bayerischen Landesamtes für Denkmalpflege vom 8. März 1950 und ein Gutachten dreier Münchener Professoren, des Malers Julius Dietz, des Architekten Hans Döllgast und des Bildhauers Toni Stadler, vom 24. April 1950, um das sich der Leiter des Landesamtes, Direktor Georg Lill, als unabhängiges Votum intensiv bemüht hatte, gaben schließlich den Ausschlag für den Abbruch der Kirchenruine: Natürlich war es letztlich die Entscheidung des Ingolstädter Stadtrats, dieser aber hatte Entscheidungshilfe und Argumente angefordert und erhalten. Der Stadtrat nämlich war durch öffentliche Proteste und Leserbriefe in der lokalen Presse in höchstem Maße verunsichert, erbat dreimal ein Gutachten des Landesamtes und hat schließlich das Gutachten der drei Künstler gerne angenommen und rasch umgesetzt.

Sicherlich kann niemand fünfzig Jahre nach diesen Ereignissen den Beteiligten vorwerfen, sich in jenen Nachkriegsjahren nicht genügend für die Rettung des auch damals schon anerkannt hochbedeutenden Baudenkmals eingesetzt zu haben. Man mag auch nicht übersehen, dass die Kirche zum Zeitpunkt der Begutachtung eben vieler ihrer Eigenschaften beraubt war, die es gerade zu jenem bedeutenden Kunstwerk gemacht hatten, als das es in der Retrospektive immer gesehen wird. Man mag nicht übersehen, dass die Kriegsrüine im Zentrum der Stadt eine lebensbedrohende Gefahr bedeutete und aufwendige Siche-

Abb. 38. Blick auf die zerbombte Augustinerkirche von Norden, „mitten im lebendigen Fluß des Lebens“; Aufn. um 1946



ungsmaßnahmen nötig gemacht hätte. Und man mag schließlich nicht übersehen, dass die Stadt in den Jahren 1945–55 mit einem Zuzug von ca. 10 000 Heimatvertriebenen,<sup>20</sup> die Wohnung und Arbeit brauchten, sowie den ebenfalls kriegsbeschädigten, regenerierbaren Denkmälern genügend finanzielle und organisatorische Belastungen hatte.

Vorausgegangen waren tatsächlich mehrjährige Überlegungen von Seiten der Stadt zur Rettung oder zum Abbruch der Ruine. Noch im September 1947 war das Stadtbauamt von der Erhaltung der Kirche aus städtebaulichen Gründen überzeugt gewesen und hatte vorgeschlagen, das Mauerwerk vorläufig zu sichern, um dem rasanten Verfall der Ruine entgegen zu wirken. Auch über eine mögliche Nutzung als „Freilichtbühne für geistliche und klassische Spiele“ hatte man sich schon Gedanken gemacht.<sup>21</sup> Die Kurzantwort des damaligen Referenten des Landesamtes, Dr. Josef Maria Ritz, später von 1950–57 Direktor, auf die Anfrage des Stadtrates spricht „mit allem Nachdruck“ von der „vorläufigen Erhaltung“: „Jedenfalls muß verhindert werden, daß spätere Generationen den Vorwurf erheben könnten, daß in unserer Zeit nicht alles geschehen wäre, um das Stadtbild so weit noch möglich vor dem Verlust eines nicht zu ersetzenden Akzentes zu bewahren.“<sup>22</sup> Die großen Sorgen im Nachkriegs-Ingolstadt und die geringe Finanzkraft der Stadt zu dem Zeitpunkt bewirkten allerdings, dass die angesprochenen Sicherungsmaßnahmen unterblieben und der Zustand der Ruine zwei Jahre später eine öffentliche Gefahr darstellte. Die Überlegungen im Stadtrat, das Gelände für die Stadt zu erwerben, war anscheinend mit der Neigung verbunden, den Platz abzuräumen. Das angeforderte Gutachten beim Landesamt kam mit Datum 23. Dezember 1949 und enthielt nun eine Zustimmung zum Abbruch. Diesmal unterzeichnete Dr. Torsten Gebhard als zuständiger Referent, auch er später, von 1963–74, Generalkonservator des Landesamtes.<sup>23</sup>

Aber die Situation in Ingolstadt hatte sich inzwischen durch eine – heute würde man sagen Art Bürgerinitiative – aufgeheizt. Vor allem der ortsansässige Architekt Josef Elfinger tat sich hervor. Man versuchte gezielt, die maßgeblichen Stellen, die Stadt, das Landesamt für Denkmalpflege, den Eichstätter Bischof, die Franziskaner und über die Zeitung die Öffentlichkeit zu gewinnen. Aufrufe an den Stadtrat und an die Bevölkerung wurden verfasst. Natürlich wurde der Kampf in der Presse mit emotionalen Mitteln geführt, grundlegend aber blieb ihr Argument, die Ruine nicht leichtfertig abzubauen, sondern sie für die Option einer zukünftigen Nutzung zu sichern. Architekt Elfinger, ein aufstrebender, modern bauender Architekt, der in Ingolstadt zwischen 1957 und 1963 den Bau der Pius- und der Josefskirche sowie den Umbau der Ettinger Kirche vornahm, hatte den Bedarf für eine Abdeckung der Mauerreste mit Blech auf 5 000 DM berechnet.<sup>24</sup>

Die künstlerische Bedeutung des Bauwerks musste allen Verantwortlichen bekannt gewesen sein. Die Kunstgeschichtsschreibung hatte den Bau bereits hinlänglich gewürdigt. Man konnte sich damit auf die Meinung der zeitgenössischen Kunsthistoriker beziehen: Berthold Riehl, Max Hauttmann, Georg Dehio.<sup>25</sup> Auch der Direktor des Bayerischen Nationalmuseums in München, Theodor Müller, Kunsthistoriker und geborener Ingolstädter, sprach sich aus kunsthistorischen Gründen für den Erhalt der Ruine aus: „Auch im derzeitigen Zustand erfüllt dieser Baukomplex im Stadtbild, insbesondere für die Ansicht des von Süden Kommenden, eine großartige Funktion. ... Ich habe aber bei meinem letzten Besuch (November 49) feststellen können, daß diese Raumschale immer noch die Voraussetzung für einen Raum enthält, dessen Charakter aus der Erfindung des genialen Baumeisters bestimmt wäre und der vielleicht sogar in seiner Abstraktheit die Kühnheit der charakteristischen Idee besonders großartig vor Augen stellen könnte.“<sup>26</sup> Noch kurz vor

der Zerstörung der Kirche, 1944, war der Schnell-und-Steiner-Band aus der Reihe Kleine Kunstführer mit dem Text von Michael Hartig erschienen. Er hat die Stellung der Kirche im Werk Fischers betont, die hier erstmals vollendet und systematisch ausgearbeitete zentrale Raumanlage und die hier ausgebildete Grundform für Fischers reifste Architektur, die Abteikirche in Rott am Inn. Hartig hat zu ihrer Charakterisierung bereits Superlative verwendet wie eine der „bedeutendsten Rokokokirchen Baierns“ und eine der „interessantesten und wertvollsten Bauten der bayerischen Donaustadt“.<sup>27</sup> Das Landesamt sprach in seinen Antwortbriefen und Gutachten auch immer vom „genialen Kirchenbaumeister Joh. Michael Fischer“<sup>28</sup>, relativierte den Wert der Kirche aber im entscheidenden Schreiben vom 8. März 1950 durch die Formulierung, „die zum mindesten Johann Michael Fischer sehr nahe steht“<sup>29</sup>. Direktor Lill handelte hier sicher nicht wider besseren Wissens, wenn auch wohl im Sinne einer bewusst zurückhaltenden Wertung: Noch heute ist ja die Autorschaft Fischers für die Kirche nur durch eine indirekte und erst 1954 durch Felicitas Hagen-Dempff publizierte Quelle bekannt.<sup>30</sup> Seit ihrer Veröffentlichung zum Zentralbaugedanken bei Fischer, den sie in dem Ingolstädter Bau „ideal verkörpert“<sup>31</sup> sieht, wurde die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Gebäudes im Werk Fischers niemals in Zweifel gestellt und durch die jüngsten Publikationen<sup>32</sup> noch verstärkt.

Prinzipiell erstaunt der Vorschlag Lills, „drei namhafte Künstler und Architekten“ als unabhängiges Gremium einzuschalten, welche Stellung zu seinem eigenen Gutachten vom 8. März 1950 nehmen sollten: ein – ohne beleidigen zu wollen – teilweise inkompetentes und mit der Materie nicht vertrautes Gremium. Ebenfalls erstaunlich erscheint, mit welchem Selbstbewusstsein die drei Gutachter diese undankbare Aufgabe übernommen und das Todesurteil über ein immerhin barockes Bauwerk ausgesprochen haben – denn die Brisanz und die Tragweite ihrer Entscheidung konnte ihnen schwerlich verborgen geblieben sein. Weder die Münchener Professoren Franz Nagel und Josef Wackerle, die beide verhindert waren, noch ihre eingesprungenen Fachkollegen Julius Dietz und Toni Stadler hatten den Quellen nach anscheinend Bedenken, dass ein Maler und ein Bildhauer die adäquaten Gutachter für ein solches Projekt wären. Heute ist uns, wo wir für Hunderte von Fachdisziplinen einen Spezialisten haben, das Vertrauen in den Künstler als Fachmann im Bereich allen künstlerischen Schaffens, wie es auch in den Künstlerrestaurator der fünfziger Jahre bestanden haben muss, schwer begreiflich. Hans Döllgast war natürlich als Architekt mit solcher Materie vertraut. Er war bereits 1946 bei den Beratungen zum Wiederaufbau der Moritzkirche eingeladen gewesen und schon bei dieser Gelegenheit über den Umgang mit der Ruine befragt worden. Er hatte sich damals für eine Neunutzung ausgespro-

Abb. 39. Blick aus der zerbombten Augustinerkirche nach Westen Richtung Rathausplatz; Aufn. 1946





Abb. 40. Ruine der Augustinerkirche von Südwesten; Aufn. 1946

chen.<sup>33</sup> Das Gutachten des Gremiums umspannte dann auch die beiden Pole künstlerische Auffassung und bauliche Argumente.<sup>34</sup> Erst der Abschnitt 3 geht auf den Zustand der Ruine und die bereits im Gutachten des Landesamtes vorgebrachten Punkte ein. Döllgast schien den Wiederaufbau des Gebäudes für unmöglich gehalten zu haben; die negative Beurteilung der Standfestigkeit des Mauerwerks kann nur von ihm stammen. Allerdings war sein Architektenkollege Elfinger anderer Meinung gewesen und hatte die Sanierbarkeit des Mauerwerks – wenn auch mit beträchtlichem finanziellen Einsatz (30 000 DM) positiv beurteilt.<sup>35</sup> Wer hatte hier die Lage falsch eingeschätzt? In München ließ sich Döllgast allerdings dann wenig später, 1953, zum Wiederaufbau der stark zerbombten Alten Pinakothek berufen. Hier entwickelte er auch – nach allgemeiner Meinung – ein vorbildhaftes Konzept: Wiederherstellung des Baukörpers unter Vorzeigen der Wunden des Krieges durch Material und Bauweise – im Nachhinein hätte man darin gerne den Weg für Ingolstadt gesehen.

Lill war Kunsthistoriker und ihn schmerzte die Vernichtung eines herrlichen Kunstwerkes wirklich. Sein Aufschrei angesichts des vom Krieg zerstörten Würzburg ist in die Denkmalliteratur eingegangen: „Sollte man weinen wie ein Kind oder hinaus-schreien voll Weh und Angst wie ein Tier?“<sup>36</sup> Seine Beschreibungen des Vor- und Nachkriegszustandes, sein Schmerz über jedes zerstörte Kunst- und Bauwerk treffen uns heute noch. Aber Lill war auch Denkmalpfleger und als solcher sah er sich genötigt, seine denkmalpflegerischen Grundsätze als Grundlage eines Gutachtens zu nehmen: „... in dieser Sache kann Herz und Gefühl nicht den alleinigen Ausschlag geben, sondern nur weiter blickende Überlegung.“<sup>37</sup> Das von ihm am 8. März 1950 unterzeichnete Gutachten, in dem er sich gegen eine Erhaltung der Ruine ausspricht, basiert auf einer Reihe von Argumenten, die unterschiedlichen Ebenen zuzuordnen sind, alle aber den Erfahrungen der Nachkriegszeit und langjähriger Berufspraxis entsprangen: 1. materieller Zustand der Ruine – 2. Finanzierbarkeit – 3. Stadtgefüge/-bild – 4. Nutzung – 5. denkmalpflegerische Grundsätze.<sup>38</sup> Seine Argumente – bei ihm anders geordnet – sind etwa wie folgt zusammenzufassen:

Zu 1. Zustand: Für die Sanierung eines Objektes sei der materielle Zustand von großer Bedeutung: Die Erhaltung des Torsos als Ruine sei jedoch nicht gewährleistet, da sich Putzmauern und Stuck nicht einmal durch den Einsatz beträchtlicher Finanzmittel gegen Verwitterung schützen ließen. Die Aufwendung großer Geldsummen könnte deshalb nur durch andere Gründe legitimiert werden.

Zu 2. Finanzierbarkeit: Weder die Stadt, die durch die angesprochenen Gründe auf Jahre hinaus nicht in der Lage sei, große Geldmittel für nicht notwendig gebrauchte Objekte aufzubrin-

gen, noch die katholische Kirche, die durch den großen Zuzug von Menschen und der raschen Entstehung von Neubaugebieten neue Kirchen an anderer Stelle bauen müsse, könnten und wollten eine Baufinanzierung aufbringen.

Lills Argumentation ist vor dem Hintergrund der riesigen Kriegsschäden und Kriegszerstörungen zu sehen, die ihn, als Realist und Skeptiker, das Machbare in den Vordergrund stellen lässt: Geld-, Material- und Personalknappheit, fehlende Handwerksqualifizierung, neue Aufgaben durch Wohnungsnot, Flüchtlingsströme, Schuttbeseitigung und Neuaufbau von ganzen Stadtquartieren machten umsichtigste Planung und Einteilung der Ressourcen nötig. Aus dieser ganz vernünftigen Einsicht entspringt die Nachsicht gegenüber der Finanznot und anderer vordringlicher Beweggründe für die zögerliche oder ablehnende Haltung von Stadt und Kirche.<sup>39</sup>

Zu 3. Stadtgefüge/-bild: Die Entfernung der Kirche bedeute einen Verlust, „ein richtiges Loch an dieser Stelle im Städtebild“, jedoch habe der Torso ohnehin nicht mehr die alte Wirkung. Eine langsam zerfallende Ruine „mitten im lebendigen Fluß des Lebens“ halte er nicht für tragbar. Verkehrstechnisch gäbe es zwar keinen Grund für den Abbruch, aber der Platz könne von der Stadt günstig erworben werden und sei für die Stadtentwicklung notwendig, sodass an dieser Stelle eine passende Architektur ohne Rücksicht auf eine Kirchenruine errichtet werden könne.

Zwei Positionen scheinen hinter diesen Argumenten zu stecken: geringes Interesse an einem kaum noch erhaltenen Stück Architektur in einem ansonsten zerstörten Umfeld und Vertrauen in eine Baukunst, die aus den jeweiligen Fähigkeiten der Zeit entspringe. Die bereits 1949 vollzogene Abräumung der Ruine des Klosterbaus sowie der angrenzenden Häuser- und Mauerreste mag die Entscheidung, auch die Kirchenruine aufzugeben, erleichtert haben. Ihre Integration in einen Neubau oder eine Neubebauung des Areals mit der Hypothek der Ruine hat man als sehr problematisch eingestuft. In allen Schreiben taucht auch immer wieder die Hoffnung, wenn nicht gar der Glaube an die Fähigkeiten der Architekten und Städteplaner der Neuzeit auf: „Es wird eben die Aufgabe einer neuzeitlichen Architektur sein, diese baukünstlerische Frage in ihrer Art zu lösen.“ Zu leicht scheint uns hier die notwendigerweise auch städtebaulich zu argumentierende Position der Denkmalpflege aufgegeben, verknüpft mit einer vagen Zuversicht in die moderne Architektur – die selbst der zeitgenössisch bauende Architekt Elfinger als untauglich bezeichnet hatte. War es Resignation angesichts der ungeheuren Kriegsschäden? War es die verzweifelte Hoffnung auf eine die Wunden heilende kraftvolle Zukunft?

Zu 4. Nutzung: Die mögliche Nutzung ist auch heute noch eine der wesentlichen Voraussetzungen für eine erfolgreiche Sanierung. Hier sah Lill keinerlei Möglichkeiten. Das Ordinariat Eichstätt habe ausdrücklich erklärt, keine weiteren Kirchen im Stadtzentrum zu benötigen und den Wiederaufbau nicht mit zu finanzieren. Für eine profane Nutzung – Konzerthalle, Kriegergedächtnismal, Festraum – böten die vorhandenen Mauerstrukturen äußerst ungünstige Voraussetzungen und verhinderten „wirklich selbständige Lösungen“. Der Rokoko-Grundriss erfordere eine Ausgestaltung, die in krassem Gegensatz zur neuzeitlichen Kunst stünde und eine „vollendete, homogene Lösung“ unmöglich mache.

Auch hier mag – aus heutiger Sicht gedacht – der Vorwurf erhoben werden, dass diese Argumentation eben gerade nicht auf eine denkmalpflegerisch verträgliche Weise vom Objekt, sondern von objektfremden Voraussetzungen ausgehe. Eine – ebenso von heute aus empfundene – denkmalgerechte Lösung wurde anscheinend gar nicht in Erwägung gezogen. Aber Lills Argumentation hier hängt wie die vorangehende von einer entwicklungsgeschichtlichen Vorstellung und den daraus abgeleiteten denkmalpflegerischen Grundsätzen ab – dazu Punkt 5:

Zu 5. Denkmalpflegerische Grundsätze: Lill hat den entscheidenden Grund für die Aufgabe der Kirchenruine nur anscheinend nebenbei genannt: „Es wäre ganz unmöglich mit unseren heutigen künstlerischen Mitteln die alte Einrichtung wieder herstellen zu wollen. Und in neuzeitlichem Stil diesen barock bewegten Raum wieder beleben zu wollen, ist künstlerisch unmöglich.“<sup>40</sup> In jedem der angesprochenen Schreiben ist auch dieser Punkt genannt, und schon Monate vorher, im Dezember 1949, stand er an erster Stelle des damaligen Gutachtens: „Eine Wiederherstellung der Kirche in der ursprünglichen barocken Form ist künstlerisch und rein handwerklich unmöglich. Alle ähnlichen Versuch führten uns zur prinzipiellen Ablehnung neubarocker Schöpfungen. Jede Epoche der Kunst hat sich nur in der ihr eigenen Formensprache ausgedrückt. Auch wir müssen diesem Grundsatz Folge leisten.“<sup>41</sup>

Lill hat das angesprochene Modell, das der jeweiligen Epoche die Potenz der Einmaligkeit und Unwiederholbarkeit seiner Werke zuweist, immer wieder als Grundlage seiner Entscheidungen vorgebracht: „Wie wenige haben einen Begriff davon, von welcher komplizierten Imponderabilien jegliche eigenständige Kultur-epoche, jeder schöpferische Kulturausdruck abhängt, daß schließlich Geld und Baustoffe sekundäre Bedeutung haben, wenn eines fehlt: der nur in einer ganz bestimmten Zeitprägung einmal gegebene Geist, der Geist, der den Gesamtwillen eines Volkes zum Werk, die Idee des Künstlers und schließlich auch den letzten Handgriff des Handwerkers, der auch nur den Stein bearbeitet, bestimmt.“<sup>42</sup> Von der jeweiligen Ausformung dieses

Zeitgeistes in den Kunstwerken hinge schließlich auch ihre Wiederherstellbarkeit ab. Die Baukunst des Barock und Rokoko sei zu einzigartig in der Einzelform, zu komplex im Zusammenwirken als Gesamtkunstwerk, Innenausstattungen seien prinzipiell zu stark von der künstlerischen Handschrift geprägt, um rekonstruiert zu werden. Natürlich steckte hinter solchem Gedanken gut ein vom Geschichtsmodell Hegels bestimmter Geist und ein von der Ablehnung der Neo-Kunststile der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts geprägter Kunstgeschmack – und natürlich Georg Hagers „Credo“ der Denkmalpflege: „Konservieren, nicht Restaurieren“, hatte 1905 der Schöpfer und erste Generalkonservator des 1908 als selbständige Behörde ins Leben gerufenen Kgl. Generalkonservatoriums der Kunstdenkmale und Altertümer Bayerns auf dem Denkmalpfegetag in Bamberg formuliert. Als Reaktion auf bombastisch-romantisierende und die Originalsubstanz tiefgehend beschädigende „Rückführungen“, Ergänzungen und Fertigstellungen auf das angeblich mittelalterliche Erscheinungs- oder Wunschbild bedeutete der Verzicht auf „Restauration“ hier die Rettung des Originals. In einer Welt der noch vorhandenen großen baulichen Freiflächen und der geringen Umweltschäden konnte „Konservieren“ noch das Rezept darstellen. Für ein Wiederaufbaukonzept nach den so noch nie da gewesenen Beschädigungen durch Bomberflotten reichten solche rigiden Vorstellungen nicht mehr aus.

In Hagers „Grundsatz“ einer Denkmalpflege, der noch weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein das Denken der Denkmalpfleger prägte, scheint der eigentliche Grund für die Aufgabe der Kirchenruine zu liegen, neben dem alle anderen Argumente Nebenschauplätze sind. Lill hat seine Entscheidung, in welche die Zwänge der Nachkriegsnot eingewoben sind, auf der Grundlage ethischer und idealistischer Werte und Vorstellungen getroffen und lieber den gänzlichen Verlust eines wertvollen Architekturrestes in Kauf genommen, als ein Plagiat zu errichten oder ihn in einem unstimmgigen Zusammenhang wiederzufinden: „Kann man eine solche Barockdekoration mit Stuck, Fresken und Schnitzereien einfach nachmachen...? Können wir überhaupt zeitlich bedingte Kunstwerke wie etwa die landschaftlich und generationenmäßig ganz individuell festgelegten Inneneinrichtungen ..., können wir derartige Feinheiten auch nur zum Teil wieder aufleben lassen? Nein und abermals nein ... In diesen Fällen lag eben das Wesen des Kunstwerkes in der Handschrift ... Manches werden wir ... nie wieder erstehen lassen können.“<sup>43</sup>

Die Stadträte, vermutlich von solchen Problemen nicht belastet, ließen keine Zeit verstreichen: Das Gutachten der drei unabhängigen Künstler war gerade elf Tage alt, als sie den Abbruch der Kirchenruine beschlossen.

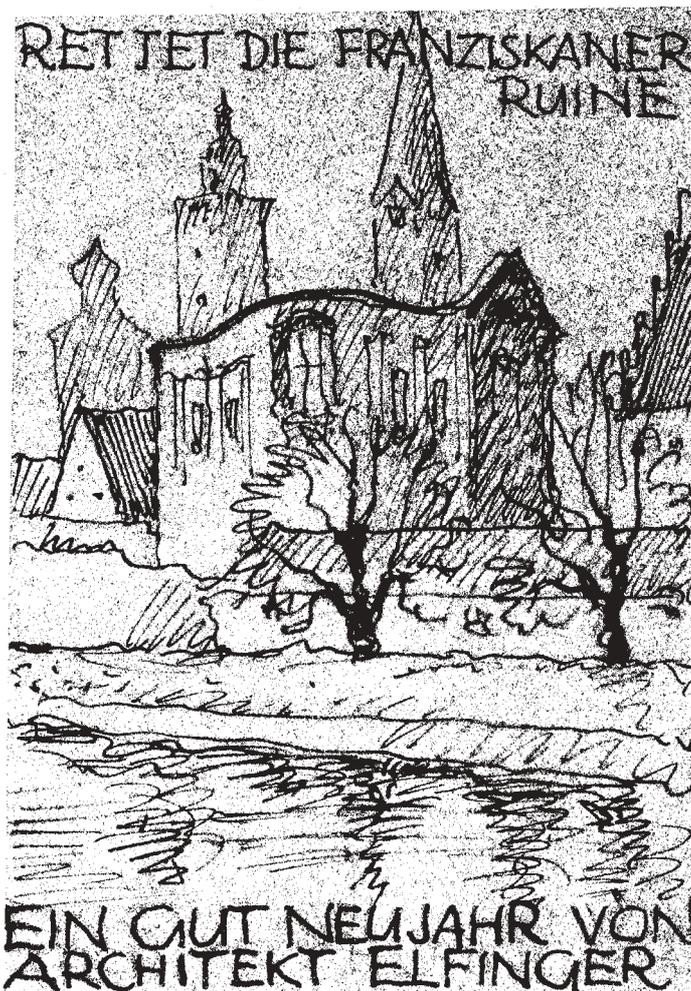
## Anhang

### Nr. 1: Aufruf des Architekten Josef Elfinger, Anfang 1950

*Rettet die Franziskanerruine!*

Liebe Ingolstädter! Stellt Euch einmal an einem hellen Winternachmittag auf die jetzige Donaubrücke und betrachtet das Stadtbild! Welcher Reichtum! Ein Ineinanderklingen von Türmen und Bauten von großer Schönheit! Ein Städtebild, das man suchen kann an dem langen Lauf der Donau und das seinesgleichen nur noch in Regensburg, Passau oder Linz hat! Mächtig und lebendig steht inmitten dieses Wohlklanges die Ruine der Augustinerchorherrenkirche des Barockbaumeisters Johann Michael Fischer, bei uns die Franziskanerkirche genannt. Nehmt dieses Bild der Heimat in Euch auf und stellt Euch dann vor, daß eines Tages alles abgebrochen sein wird, daß die ausschwingenden Mauern der Kirche verschwunden sein werden; ein leerer Raum, eine glatte, aufgeräumte Fläche werden bleiben, das Stadtbild wird kälter und ärmlicher wirken. Wenn Ihr ein Herz im Leibe habt, werdet Ihr dies mit Trauer empfinden!

Abb. 41. Aufruf zur Rettung der Franziskanerruine (Augustinerruine); Zeichnung von Josef Elfinger zum Jahreswechsel 1949/50



Was ist gewonnen beim Abbruch? Eine freie Fläche, die man in den nächsten Jahren doch nicht verbauen kann? Ein Haufen alter Ziegelsteine, die man gefahrloser beim Festungsabbruch gewinnen kann? Eine Begradigung der Mauthstraße, die bei Vollendung der Donaubrücke nicht mehr dieselbe Verkehrsbedeutung haben wird wie jetzt?

Was geht für immer verloren? Ein Stück Alt-Ingolstadt, das beitrug zur Bereicherung des Stadtbildes; welch stolze Schönheit enthüllt sich jetzt plötzlich, nachdem ringsum alle anderen Bauten abgebrochen worden sind, kühn und königlich streben die ausschwingenden Mauern in die Höhe – und das soll alles vernichtet werden!

Ingolstädter, Ihr zerstört damit ein Stück Eures eigenen Herzens! Wer als Kind um die mächtigen Mauern spielte, wer als Erwachsener Kraft und Gnade suchte im lichterfüllten Innenraum, wird immer für eine Rettung des Gotteshauses sein – trotz aller Vernunftgründe, die dagegensprechen, trotz aller Pläne, Berechnungen und Zahlen!

Rettet die Franziskanerruine, weil sie immer noch schön ist!

Bewahrt ihr Bild zukünftigen Geschlechtern! Laßt Euer warmes Herz sprechen – nicht nur den kalten Verstand!

Architekt Elfinger

## Nr. 2: Brief von Direktor Dr. Georg Lill an Oberbürgermeister Weber von Ingolstadt vom 8. März 1950

*An den Herrn Oberbürgermeister*

Betr.: Ruine der Franziskanerkirche.

Ich habe am Dienstag, den 7. März mit meinem Referenten Hauptkonservator Prof. Blatner die Ruine noch einmal eingehend auf die Erhaltungsmöglichkeiten besichtigt und überprüft. Anwesend waren Herr Oberbürgermeister Weber, Herr Baurat Lutter und ein Amtmann vom Finanzamt.

Wir haben schon mehrfach zu dieser Frage Stellung genommen, so am 24.10.1947 Nr. 6690 und am 23.12.49 Nr. 7906. Im ersteren Gutachten haben wir noch Möglichkeiten der Erhaltung gesehen, im letzteren mussten wir sie endgültig verneinen. Nach Einsichtnahme in alle in dieser Angelegenheit gewechselten Äußerungen, auch in den Zeitungen, sind wir zur folgenden Ansicht gekommen.

Es ist eine eigenartige Lage, wenn eine Reihe von beachtlichen Männern und warmen Heimatfreunden ihre Stimme für Erhaltung der Ruine erheben, dagegen der verantwortliche Denkmalpfleger eine andere Absicht vertreten muss. Ich verstehe, daß es gefühlsmässig schwer zu ertragen ist, wenn die letzten Reste dieser künstlerisch wertvollen und schönen Kirche, die zum mindesten Johann Michael Fischer sehr nahe steht, verschwinden resp. nicht durch Sicherungen und finanzielle Zuwendungen in ihrem jetzigen Zustand erhalten werden sollen. Aber in dieser Sache kann Herz und Gefühl nicht den alleinigen Ausschlag geben, sondern nur weiter blickende Überlegung.

Ausscheiden muss einmal die Frage, ob die Ruine aus Verkehrsgründen weichen müsste. Eine Notwendigkeit, die Mauthstraße zu erweitern, ist nicht gegeben. Der Verkehr wird immer über die wiederhergestellte Donaubrücke, damit über den Marktplatz laufen. Die Mauthstraße ist und bleibt eine Nebenstraße. Aber auch wenn dem nicht so wäre, dürfte ein bedeutendes Kunstwerk, wie es die Franziskanerkirche einmal war, aus denkmalpflegerischen Gründen niemals dem Verkehr geopfert werden.

Die Gründe für ein solches eventuelles Vorgehen liegen auf anderen Gebieten. Es gibt drei Möglichkeiten, den jetzigen Zustand zu erhalten: 1.) als Kirche, 2.) als Ruine, 3.) zu einem anderen Zweck.

Die Frage ist nur, sind diese Möglichkeiten durchführbar.

ad 1. Das Ordinariat Eichstätt hat ausdrücklich erklärt, daß eine Notwendigkeit für Erhalten der Kirche im katholischen Seelsorgebedürfnis der Stadt Ingolstadt nicht vorläge. Die Franziskaner sind in die Garnisonkirche (ehem. Minoritenkirche) übersiedelt. Diese Kirche mit ihren Nebengebäuden wird allen gottesdienstlichen Ansprüchen der Patres gerecht. Sie denken nicht mehr, an den alten Platz zurückzukehren, schon aus finanziellen Gründen nicht. Die Seelsorge der gesamten Stadt hat an diesem Platze auch kein Interesse. In der Altstadt sind genügend Kirchen, dagegen bestehen dringende Bedürfnisse in den ständig wachsenden Vororten neue Pfarreien jetzt oder zukünftig zu errichten. So ist es verständlich, daß das Ordinariat kein Geld aus seelsorgerlichen Gründen für den Wiederaufbau zur Verfü-



Abb. 42. Augustinerkirche, Orgelempore; Aufn. um 1944

Abb. 43. Ruine der Augustinerkirche, südöstliche Diagonalkapelle; Aufn. 1946





Abb. 44. Ruine der Augustinerkirche von Südosten; Aufn. 1946

gung stellen kann. Ich füge bewusst hinzu, daß auch aus künstlerischen Gründen kein Anlass besteht, die Kirche im alten Zustand der Aussen- und Inneneinrichtung wieder aufzubauen. Es wäre ganz unmöglich mit unseren heutigen künstlerischen Mitteln die alte Einrichtung wieder herstellen zu wollen. Und in neuzeitlichem Stil diesen barock bewegten Raum wieder beleben zu wollen, ist künstlerisch unmöglich. Infolgedessen ist eine Wiederherstellung als Kirche aussichtslos.

ad 2.) Es muss zugegeben werden, daß die zusammengebombte Kirche als Ruine einen starken Reiz hat. Sie wirkt pittoresk und löst ein wehmütiges Gefühl aus, daß ein solch herrliches Kunstwerk auch der Vernichtung ausgeliefert werden musste. Insofern könnte man sagen, daß sie auch jetzt noch ihre Bedeutung hat, nicht für grobe Materialisten, aber doch für ästhetisch empfindende und gemütvollere Menschen.

Hat es aber einen Sinn, mitten im lebendigen Fluß des Lebens eine Ruine stehen zu lassen? Wird sie nicht irgendwie Ärgernis erregend im Verkehr stehen und andere notwendige und drängende Verwendungsmöglichkeiten auf die Dauer verhindern? Man wird mir sagen, es gäbe aber solche Ruinenfelder. Gewiss in Rom, aber dort früher in einem reinen gewaltigen Ruinenfeld, durch das der allgemeine Verkehr nicht mehr ging. Auch in Heidelberg, aber dort (wie an vielen anderen Orten) als Krone der Stadt, als malerischer Abschluss der Stadtsilhouette, vollkommen isoliert in einen Naturpark gestellt als Schau- und Zierstück, also eine ganz andere künstlerische und im Stadtbild eingeordnete Situation. Ich lehne im allgemeinen Ruinen innerhalb des lebendigen Lebens ab, doch will ich die Möglichkeit nicht völlig verneinen, wenn ein besonderer Grund dafür vorliegen sollte. Es erhebt sich aber die ausschlaggebende Frage: Wird die Ruine der Franziskanerkirche in ihrem jetzigen malerisch-pittoresken Zustande zu erhalten sein, selbst mit beträchtlichen finanziellen Mitteln? In diesem Punkte muss man jedoch klar und deutlich sagen: nein. Erstens müssen die unregelmässigen Ausbrüche, die malerische Linien bilden, abgetragen und ausgeglichen werden, um Absturzgefahr zu vermeiden. Zweitens wird der ganze Stuck, der zum Teil noch vorhanden ist und heute eine besonders dekorative Note abgibt, unzweifelhaft in verhältnismässig kurzer Zeit abbröckeln und abfallen, ja er muss zum Teil schon jetzt an den Gesimsen abgeschlagen werden, um Abstürze und damit Bedrohungen von Menschenleben zu vermeiden. Es wird also in spätestens zehn Jahren ein enthäuteter, schmuckloser Blankziegelblock dastehen, der nichts mehr von malerischer Schönheit an sich haben wird. Der Laie verwechselt eben die Ausdruckskraft einer aus Steinquadern errichteten mittelalterlichen Burgruine, die stets einen heroisch-monumentalen Effekt auslösen wird, mit der Nüchternheit reiner Backsteinwände heuerer Bauweisen. Eine Möglichkeit, die Stukkaturen zu erhalten, wäre nicht einmal möglich, wenn die Ruine eingedeckt würde, da durch die Länge der Zeit, in der die Stukkaturen Wind, Wetter, Regen und Schnee ausgesetzt waren, die Bindekraft des Stucks, die schon durch Bomben und Brand schwer erschüttert war, verloren gegangen ist.

Aus all dem kann ersehen werden, daß der jetzige Eindruck einer malerischen Ruine auf die Dauer nicht gewährleistet ist.

ad 3.) So bliebe nur als letzte Möglichkeit, die jetzige Ruine einem anderen und damit profanen Zwecke zuzuführen. Es kämen dabei nach obigen Ausführungen nur die aufrechtstehenden Wände des Backsteinbaues in Betracht. Man hat von einer Konzerthalle, einem Kriegsgedächtnismal, einem Festraum gesprochen. Es bleibt schon an sich fraglich, ob der vorhandene Grundriß eines Zentralbaues mit konchenartigen Ausbauten – denn um mehr handelt es sich nicht – für solche Zwecke sehr geeignet ist. Ich bin der Meinung, daß das Vorhandene nur hinderlich wäre für eine wirklich selbständige Lösung aus den gegebenen Notwendigkeiten heraus. Künstlerisch wäre die Lösung ausserordentlich schwierig. Der bewegte Grundriß des Rokoko verlangt natürlich eine ebenso bewegte Inneneinrichtung. Die Rokokobauten wurden ja von ihren Baumeistern schon von vorneherein im Hinblick auf ihre Innenausstattung und ihren Dekor geplant und aufgeführt. Man kann diese Dinge nicht beliebig von einander trennen. Die neuzeitliche Kunst ist der stärkste Gegensatz zur Rokokokunst. Heute wird man eine solche Inneneinrichtung auf grosse, planige Flächen aufbauen müssen. Das Vorhandene der Ruine würde eine gute in sich vollendete, homogene Lösung von vorneherein unmöglich machen. In den nächsten Jahren wird ohnedies die Stadt nicht in der Lage sein, solche Ideen durchzuführen. Kommen aber einmal Forderungen in späterer Zeit in ähnlicher Richtung, werden sich namhafte Architekten sicher nicht von den Überresten der ehemaligen Kirche bestimmen lassen wollen.

Es wird nun eingewendet, daß die Ruine notwendig sei für die Silhouette der Stadt und für das Stadtbild an dieser Stelle im Zusammenhang mit Kirchen, Schloß etc. Es muss zugegeben werden, daß die Entfernung der Kirche einen grossen Verlust bedeutet. Aber der jetzige Torso hat ja ohnedies schon nicht mehr die alte Wirkung. Die Entfernung des Torsos wird sogar ein richtiges Loch an dieser Stelle im Städtebild hervorrufen. Es wird eben die Aufgabe einer neuzeitlichen Architektur sein, diese baukünstlerische Frage in ihrer Art zu lösen. Und das wird und muss möglich sein.



Abb. 45 Blick in die zerbombte Augustinerkirche, Ostseite und aufgerissene Gräfte; Aufn. 1946

Die Stadt kann den ganzen Platz von Kirche und Kloster zu einem vernünftigen Preis erwerben. Er ist ohne Zweifel für die Entwicklung der Stadt notwendig. Wie die Stadt einmal den Platz verwerten will, ist eine Frage der Zukunft. Auf die Kirchenruine dabei Rücksicht nehmen zu wollen, halte ich für falsch. Die Ruine kann vorläufig stehen bleiben, aber es hat keinen Sinn irgendwelche Geldmittel für die Sicherung auszugeben. Im Notfall würde für die nächste Zeit ein Zaun genügen, um unbefugtes Betreten und damit Gefährdung zu verhindern. Wann die Ruine dann endgültig abgerissen wird, steht im Belieben der Stadtverwaltung.

Da ich mit meinem künstlerischen und denkmalpflegerischen Urteil nicht allein den Ausschlag geben will, schlage ich vor, dass drei namhafte Künstler und Architekten Stellung zu meinem Gutachten nehmen sollen, ob sie ihm beistimmen können. Ich würde bereit sein, entsprechende Herren zu benennen.

gez. (Dr. Georg Lill)

### Nr. 3: Gutachten der Professoren Julius Dietz, Hans Döllgast und Toni Stadler vom 24. April 1950

*Franziskanerkirche Ingolstadt. Gutachten:*

#### 1. Die Ruine in der Stadt Silhouette.

Für den Beobachter am südlichen Donauufer entbehrt der dachlose Bau jeder entscheidenden Rolle im Aufriß der Stadtansicht. Die ursprüngliche Wirkung kann auch ein entsprechend hoher Baukörper in der Neuplanung wiederherstellen.

#### 2. Die Ruine in der Nah-Ansicht

Die bewegtere Ostpartie kommt für den Beschauer nirgends zu voller Wirkung, im übrigen macht das stehende Gemäuer eher einen trostlosen als erregenden Eindruck.

#### 3. Der Innenraum.

Die Gutachter sind sich darüber einig, daß sich auch in dem deckenlosen und verstümmelten Bau ein hohes Maß an Geistigkeit erhalten hat, von der man wünschen möchte einen Teil zu retten. Erst die Erwägungen in welcher Form das geschehen könnte, enthüllen die Unmöglichkeit eines solchen Wunsches. Die vielfach geborstenen Tragmauern zeigen sich als ungeeignet zur Aufnahme einer Dachlast oder neuer Zwischendecken – noch weniger für weitere Fensterdurchbrüche. Für einen Theaterraum fehlt der Platz zur Entwicklung der Vorräume, für Konzertzwecke die akustischen Vorbedingungen, für einen Sakralraum die ursprüngliche reiche Ausstattung. Jede Art Profanierung bringt in dem jetzigen Zustand so viele Eingriffe mit sich, daß das erstrebte Ziel mit größter Wahrscheinlichkeit vereitelt würde.

Jetzt täuscht der Eindruck unter freiem Himmel. Zerstörung und Verwahrlosung rühren an das menschliche Mitgefühl und beeinflussen das freie Urteil. Die Gutachter sind sich darüber einig, daß der Stadt als späterer Besitzerin von Platz und Ruine uneingeschränktes Verfügungsrecht zugestanden werden müßte. Sie verzichten ferner darauf, Vorschläge über eine abschnittsweise oder völlige Abtragung zu machen, sind sich aber einig in dem Wunsch es möchte die frei werdende Fläche nach Möglichkeit in eine würdige über den Verlust hinweg tröstende Verfassung gebracht werden.

gez. Prof. Julius Dietz, Prof. Hans Döllgast, Prof. Toni Stadler



Abb. 46. Blick von St. Moritz nach Südosten auf die aufgebrochene Stadtflanke



Abb. 47. Blick vom Stadttheater aus auf die leere Fläche hinter dem Rathaus, um 1975



Abb. 48. Blick vom Stadttheater Richtung Rathaus; Aufn. 2002

## Anmerkungen

\* Josef Elfinger, *Aufruf* (hier Anhang Nr. 1)

1 Literatur zum ehem. Augustiner-Eremiten-/Unteren Franziskanerkloster (abgekürzte Literaturangaben beziehen sich auf das Literaturverzeichnis im Anhang der Denkmaltopographie):

*Marianischer Gnaden-Fluß, d. i. eigentliche Beschreibung von dem Ursprung, Gnaden-, und Wunderthaten der uralten und weitberühmten Gnaden-Bildnuß ... Mariae ob der Schutter genannt bey denen P. P. Augustinern in Ingolstadt*, Ingolstadt 1740. – MEIDINGER, FRANZ

SEBASTIAN: *Historische Beschreibung der kurfürstlichen Haupt- und Regierungsstädte ... Landshut und Straubing*, Landshut 1787, S. 253 f. – KDB Obb. I, 1892, S. 59 f. – SCHLEGLMANN, A. M.: *Geschichte der Säkularisation*, II, 1904, S. 291–293. – LINS OFM, P. BERNARDIN: *Geschichte des ehemaligen Augustiner- und jetzigen (unteren) Franziskaner-Klosters in Ingolstadt*, in: SHVI, 39. Jg. (1919), S. 1–184. – BARTHEL 1938, S. 20. – HARTIG, MICHAEL: *Franziskanerkirche Ingolstadt*, Kleine Kirchenführer Nr. 505/06, 1944 (dort weitere Literatur). –